Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 35 (1931-1932)

Heft: 18

Artikel: Der Sankt Bernhard und seine Hunde

Autor: Francé, Raoul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670342

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Sankt Bernhard und seine Sunde.

Von Dr. h. c. Raoul Francé.

In allen großen Hospizen der Schweiz, nicht nur am St. Bernhard, auch auf dem Gotthard, dem Simplon, der Grimsel und Furka, sowie auf dem Splügen werden Bernhardiner und Neufundländer Hunde gehalten, die jahraus, jahrein zahllosen Menschen als Wegweiser, oft genug als Retter dienen, wenn auch keine Zeitung und kein Bild ihre einzelnen Taten preift.

Es wurde und wird durch diese Hunde ge= radezu ein musterhafter Sicherheitsdienst orga= nisiert. Während der rauhen Jahreszeit gehen von den obgenannten Hospizen aus jeden Mor= gen früh zwei Sunde, ein älterer, fest abgerich= teter und ein jüngerer als angehender Brakti= fant zusammen, sowohl auf der schweizerischen als italienischen Seite drei Stunden weit den Paß hinunter bis zum tiefsten Zufluchtshäus= chen, wobei sie trotz Nebel und Schneegestöber ihren Pfad untrüglich finden und mittels ihrer großen Kährte dem Reisenden einen zuverläffi= gen Wegweiser zum Hospiz hinterlassen. Stoßen fie auf Wanderer, so benehmen sie sich ganz tu= tunlich und bieten sich als muntere Reisegefähr= ten an. Ermattete und Halberfrorene suchen sie durch Belecken der Hände und des Gesichtes wieder zu beleben, was ihnen auch wirklich mehr als einmal gelungen ist. Verdächtige Spuren Verirrter verfolgen sie selbst im Schneegestöber mit Scharffinn und Ausdauer; frisch gefallene Lawinen werden umfreist, beschnuppert und ein aufgefundener Halbverschütteter mit großem Eifer herausgescharrt. Gelingt es ihnen durch Belecken nicht, einen Erstarrten wieder zu beleben, so kehren sie spornstreichs zum Hospiz zurück, wo ihr Geheul die Leute zur Hilfe ruft, die sie sofort zur Unglücksstätte zurückgeleiten. Aber auch ohne ihre Mahnung brechen bei be= sonders heftigen Schneestürmen die Knechte mit Schaufeln, Bahren, Sonden und Erfrischungen versehen auf, nehmen den größten Teil der Hunde mit sich und lassen diese die ganze Gegend unter stetem Gebell durchstreifen, um allfällig Verirrten ein Zeichen zu geben. So schildert Tschudi die Tätigkeit der Bernhardiner Hunde und seit seinen Tagen hat sich zum mindesten auf dem großen St. Bernhard, der neben dem Stilffer Jochhaus die höchste auch im Winter bewohnte Stätte in Europa ist, nicht viel ge= andert.

Die Augustinermönche auf dem großen und kleinen Bernhard und Simplon verdienen die besondere Achtung und Anerkennung durch die aufopfernde Tätigkeit, die nicht nur ihre Hunde, fondern auch sie selbst im Interesse der Mensch= heit entfalten. Un dem kleinen düsteren See der öden Gegend erhebt sich, angeblich seit dem Jahre 962, das ansehnliche Gebäude, das von den zwölf Chorherren des Ordens und einer Anzahl dienender Brüder, merkwürdigerweise Maroniers genannt, bewohnt werden. In dem fleineren, dem Sause angegliederten Gebäude erhält jedermann, ohne Unterschied und ohne jede Bezahlung Unterfunft und Verpflegung für einen Tag. Er wird von einem Chorherren in ein Zimmer geführt und kann um 12 Uhr mittags und 6 Uhr abends am gemeinfamen Mahle teilnehmen, das er in dieser Wildnis und bei solcher Gastfreundschaft überraschend opulent finden wird.

Dies bebeutet nicht wenig, da der Verkehr über den großen Vernhard ein außergewöhnslicher ift, im Jahre 18 000 bis 20 000 Menschen beträgt, die natürlich alle im Hospiz einkehren, und von denen ebenso natürlich nur jeder Zehnte freiwillig für die Verpflegung etwas bezahlt, was nämlich keineswegs verwehrt ist. Das Kloster verwendet insgesamt jährlich etwa 40 000 Franken auf die Verpflegung der Passanten, und dieser überrest eines echt mittelsalterlichen Altruismus läßt wünschen, daß das Stiftungsvermögen dieses Klosters, dessen Zinsen in solcher Weise verwendet werden, durch neue Zuwendungen vermehrt werden möge.

Der Weg über den Bernhard, der bekannt= lich von Martinach in der Schweiz in die Haupt= stadt des Kretins, nämlich nach dem italieni= schen Aosta führt, dauert an 17 Stunden und gehört außerdem keineswegs zu den landschaft= lich genußreichen Wegen. Er wäre jedoch nicht seit Hannibal bis zu Napoleon von so viel Beeren begangen worden, wenn er nicht einen der besten übergänge zwischen der Schweiz und Italien darstellte. Zahllose Legionen haben von Kaiser Augustus an hier den Weg nach Gallien und Germanien genommen; die Lango= barden sind im Jahre 547 durch diese eisigen Schlünde gewandert, die Gletscher des Mont Belan und des Grand Combin blickten auf Karl den Großen und sein Heer herab, der hier den Weg nach Rom suchte.

Die Bedeutung solcher Wagnisse erfaßt man erst dann, wenn man erfährt, daß die mittlere

Jahrestemperatur des großen Bernhard bei 2472 Meter derjenigen von Spithergen gleichstommt. Infolgedessen herrscht etwa neun Monate hindurch der Winter, in dem Minimaltemsperaturen von 34 Grad Kälte nichts seltenes sind. Sogar im Hochsommer friert das Wasser des Nachts, und im ganzen Jahre gibt es kaum zehn Tage ohne Sturm und Schneegestöber.

Tschubi entrollt vom Bernhard und seinen Lebensverhältnissen folgendes sehr anschauliche Bild: "Auf dem St. Bernhard fallen bloß im Sommer große Schneeslocken, im Winter das gegen gewöhnlich trockene, kleine zerreibliche Sistristalle, die so fein sind, daß der Wind sie durch jede Türs oder Fensterfuge zu treiben vermag. Diese häuft der Sturm oft, besonders in der Nähe des Hospitzes, zu 6 bis 9 Meter hohen lockeren Schneewänden an, die alle Pfade und Schlünde bedecken und in geeigneter Lage beim geringsten Anstoß als Lawinen in die Tiese stürzen.

Die Reise über diesen alten Bergpaß ist nur im Sommer bei klarem Wetter ganz gefahrlos, bei stürmischem Wetter dagegen und im Winter dem fremden Wanderer ebenso mühselig wie gefahrdrohend. Fast alljährlich fordert der Bera seine Opfer, die in einer besonderen Leichen= halle aufbewahrt und ausgestellt werden. Bald stürzt der verirrte Vilger in eine Kluft, bald begräbt ihn ein Lawinenbruch, bald umhüllt ihn der Nebel, daß er in der pfadlosen Wildnis vor Ermüdung oder Hunger umkommt, bald überrascht ihn der Schlaf, aus dem er nicht mehr aufwacht. Wer bei großer Kälte in den Höhen reist, fühlt in der Regel eine fast unwidersteh= liche Anwandlung von Schlaffucht. Rälte, Er= müdung und die Einförmigkeit der Gegend er= schlaffen die Tätigkeit des Gehirns. Zuerst stockt das Blut in den äußersten kleinen Ge= fäßen, dann fängt es im ganzen Körper an, langsamer zu zirkulieren, bis der Kreislauf zu= erst in den Gliedern und zuletzt im Gehirn ganz aufhört. Von ruhigem Schlummer umhüllt, stirbt der Unglückliche. Die Gewalt dieser Schlaf= sucht, der nur ein sehr energischer Wille zu widerstehen vermag, ist so übermächtig, daß sie den Wanderer in jeder Stellung bewältigt. So fanden die Mönche des Hofpizes im Jahre 1829 mitten auf dem Wege einen Menschen in auf= rechter Stellung, den Stock in der Hand und ein Bein empor gehoben. Er war starr und tot. Etwas weiter oben schlief der Oheim des Ver= unglückten den gleichen eifernen Schlaf."

"Diese Umstände muß man kennen, um die Tätigkeit der Bernhardiner Hunde richtig wür= digen zu können. Diese Tiere besitzen einen so feinen Spürsinn, daß die Bewohner aller dieser Hospize, auf denen ja die Verhältnisse so ziemlich dieselben sind, weshalb die Beschrei= bung für sie alle gelten möge, versichern, daß die Hunde das Nahen eines Wanderers, na= mentlich im Winter, schon auf eine Stunde Ent= fernung wittern und durch ihr unruhiges Um= hergehen untrüglich anzeigen. Um so bedauer= licher ist es, daß diese edlen Tiere, die man seit vielen Jahrhunderten in möglichst reiner Zucht zu erhalten trachtete, sich so schwer fortpflanzen und angesichts der ungeheuren Strapazen ihres Daseins dem Aussterben nahe gebracht, wenn nicht überhaupt ausgestorben sind. Wohl finden sich bei den großen übergängen über den Alben= wall stets findige Schweizer mit ein paar Hun= den ein, die sie den Reisenden als echte Bernhar= diner anpreisen. Doch soll es nach eifrigen Ber= sicherungen von Hundekennern wirkliche Bern= hardiner seit Beginn des 19. Jahrhunderts nicht mehr geben. Das Unglück soll sich im Jahre 1812 ereignet haben; in dem furchtbaren Win= ter, der Napoleons Heer dem Untergange nahe brachte, gingen in den Alpen auch die Bernhar= diner Hunde zugrunde. Es follen die gefamten Insassen des Klosters mit allen Hunden auf die Suche gegangen sein, wobei die Hündinnen, die man sonst zu Hause ließ, sämtlich erfroren. Man versuchte später Leonberger oder Neufundlän= der zu verwenden, doch eignen sich diese wenig zu dem schweren Dienst, da der Schnee sich in ihrer langen Behaarung festsett."

Dieser Ansicht widerspricht jedoch Prof. C. Reller, der als bester Kenner der Haustiere gel= ten kann, mit der sehr richtigen Begründung, daß Bernhardiner Hunde nicht nur auf dem St. Bernhardpaß, sondern auch an anderen Or= ten im Wallis gezüchtet werden. Außerdem in Fribourg und im Kanton Waadt. Übrigens bilde die Bernhardiner Rasse eine besondere Ge= birgshunderasse, die im Gebirge niemals aus= sterben wird. Der genannte Forscher ist der Anschauung, daß die Bernhardiner ursprüng= lich Asiaten sind, die aus dem Hochland von Ti= bet gelegentlich des indischen Heerzuges Alexan= ders des Großen nach Europa verpflanzt wurden. Sie seien die "Molosser Hunde" der Römer, die durch sie nach dem Norden der Alben ver= breitet wurden und an den alten Gebirgsftra-Ben zurückgeblieben sind.

Es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß die Bernhardiner Hunde nicht erst vom Bernhardpaß aus verbreitet wurden, sondern schon in Urzeiten mit derselben Gewissenhaftigkeit und Treue wie jeht auf allen Alpenpässen ihren

Dienst versahen. Und aus diesem Grunde braucht uns auch nicht davor zu bangen, daß diese sympathischsten aller alpinen Tiere jemals unseren Gebirgen sehlen werden.

Gori, die dankbare Löwin.

Ein Erlebnis des Tierbändigers Rapitan Roman Proste, von Max Habet.

Der Tierbändiger Roman Proske, ein Wiener, ist ein alter Freund von mir. Ich lernte ihn vor Jahren fennen, als er im Wiener Apollo-Theater auftrat und drei Berberlöwen, Romulus, Cafar und Saida, vorführte, die wütendsten Bestien, die man je in einem Ba= riété zu sehen bekam. Der Herzschlag stockte dem Zuschauer — dieser junge Proske, einen Feten Pantherfell um den nackten Leib ge= schlagen, schien mit diesen Vorführungen all= abendlich das Schickfal herausfordern zu wol= len. Man bebte vor Schreck, man konnte nicht immer hinsehen. Man glaubte diesen tollfüh= nen Dompteur jeden Augenblick verloren. Das war keine gespielte Wut von Raubtieren, das war ein Zweikampf zwischen Willen und Willen, zwischen Geist und Kraft.

Unlängst, nach einer Vorstellung bei Ronacher in Wien, traf ich mit Proske wieder zusammen, und er erzählte mir im Verlaufe unserer Unter= haltung auch ein Erlebnis, das er mit einem weiblichen Tier seiner Gruppe, mit der Löwin Gori gehabt habe. Dieses Erlebnis nun, so außerordentlich, groß und schön, daß ihm viel= leicht der Charafter der Einzigkeit zuzusprechen ist, schien mir des Aufschreibens wert. Noch im Banne seiner Szenen, versuchte ich Prostes Er= zählung genau wiederzugeben. Sie ist zweifel= los ein wertvoller Beitrag zur Erkenntnis der Tierpsyche, im besonderen der Psyche des Lö= wen, und zugleich ein Dokument menschlichen Mutes und ein Zeugnis menschlicher Verbun= denheit mit der Kreatur und der Kreatur mit dem Menschen. Proske authentifizierte meine Fassung und ergänzte sie da und dort durch Details.

Sier seine Erzählung.

"Ich lebe seit zwölf Jahren mit Raubtieren, mit Großkatzen. Sie sind meine Liebe und meine Leidenschaft. Ich habe viele Raubtiere gezähmt und dressiert, prachtvolle Tiere, gewaltige Exemplare aus freier Wildbahn. Ich liebe den Löwen, den Tiger, den Panther, den Leoparden. Ich sehe in den Großkatzen die vollkommensten der Tiere, es zieht mich zu ihnen und ich fühle mich von ihnen geheimnisvoll angezogen. Ich liebte sie schon in meiner frühesten Jugend. Als Junge stand ich stundenlang vor den Käsigen im Wiener Tiergarten von Schönbrunn. Ich habe mit Löwen und Tigern viel erlebt, Dramatisches, Gefährliches und auch Seiteres.

Aber zu meinen schönsten Erinnerungen muß ich mein Erlebnis mit der Löwin Gori zählen, der gegenüber ich ein ähnliches Verhältnis habe, wie der selige Androclus zu dem Löwen, dem er

den Dorn aus der Pranke zog.

Die Löwin Gori, ein schönes, etwa dreijähri= ges Tier, wurde mir Anfang des Jahres 1928 zugleich mit ein paar männlichen Löwen in Marseille zugebracht. Sie mag noch wenige Wochen vorher im afrikanischen Busch eine herr= liche Freiheit genossen haben. Ich zähmte und dreffierte Gori im Verlauf von fünf Wochen und hatte das Tier dann schon so weit, daß es in einer Löwengruppe als Reifenspringerin und verschiedenen Staffagekunftstücken erschei= nen konnte. Gori sette sich auf das Postament, gehorchte mir, legte sich hin, ja, ich durfte mir schon erlauben, meinen Kopf in ihren Rachen zu stecken, ohne mich nachher ohne Ropf vernei= gen zu müssen. Dennoch war diese Gori unzuverläffig und eine stille Angreiferin. Ich war vor diesem Tier niemals ganz sicher. Diese Kate benützte jede Unaufmerksamkeit, um eine At= tacke auf mich vorzubereiten. Ich bekam von Gori einmal einen solchen Prankenhieb auf den Ropf, daß mir das Blut über das Gesicht floß, ein andermal biß sie mir, während einer Vor= stellung, die Schulter durch, und es gelang mir gerade noch mit äußerster Kraftanstrengung, sie durch einen Würgegriff an ihrer Kehle an der Wiederholung des Bisses zu hindern, sonst wäre es mir damals schlimm ergangen. Das Publikum hatte — es war während einer Vor= stellung in Olmütz — keine Ahnung, was sich in dem Käfig begab und daß mir das Blut unterhalb meiner Bluse über den Körper lief. Gori war meine versteckte Feindin. Gin unverwindbares Gefühl von Rache oder Bestrafung dafür, daß der Mensch sie aus der Freiheit ge=